

Zu ihrem vierzigsten Geburtstag lädt Antoine seine Schwester Mélanie zu einem Ausflug auf die Insel Noirmoutier ein, wo sie als Kinder die Sommermonate zusammen verbrachten. Seit dem Tod ihrer Mutter vor dreißig Jahren waren sie nicht mehr dort. Auf der Fahrt zurück nach Paris sitzt Mélanie am Steuer – sie ist schweigsam und angespannt. Und gerade, als sie ansetzt, ihrem Bruder etwas zu erzählen, verliert sie die Kontrolle über den Wagen. Als Mélanie schwerverletzt ins Krankenhaus eingeliefert wird, beschließt Antoine herauszufinden, was seine Schwester so schwer erschüttert hat. Und stößt auf ein Familiengeheimnis, dass sich um den Tod seiner Mutter rankt ...

Tatiana de Rosnay wuchs in Paris und Boston auf und verbrachte einige Jahre in England. Seit 1984 lebt sie wieder in Paris. Ihr internationaler Bestseller *Sarahs Schlüssel* (BvT 2008) wurde mit Kristin Scott-Thomas in der Hauptrolle verfilmt. Außerdem bei BvT erschienen: *Das Geheimnis der Wände* (2009).

Tatiana de Rosnay

Bumerang

Roman

Aus dem Französischen
von Angelika Kaps

Berliner Taschenbuch Verlag



März 2011

BvT Berliner Taschenbuch Verlags GmbH, Berlin

© 2009 Éditions Héloïse d'Ormesson

vertreten durch die literarische Agentur Michael Gaeb

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel

Boomerang

bei Éditions Héloïse d'Ormesson, Paris

Für die deutsche Ausgabe

© 2009 BV Berlin Verlag GmbH, Berlin

BLOOMSBURY BERLIN

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,

unter Verwendung einer Fotografie von © Eric Kiel

Druck und Bindung: Clays Ltd, St Ives Plc

Printed in Great Britain

ISBN 978-3-8333-0706-5

www.berlinverlage.de

In liebender Erinnerung an Pierre-Emmanuel (1989–2006)

»Lasst meinen Namen etwas Alltägliches bleiben.
Sprecht ihn aus wie gewohnt, ohne düsteren Anklang.«
Henry Scott Holland

»Manderlay existierte nicht mehr.«
Daphne du Maurier, *Rebecca*

ICH WERDE IN EINEN KLEINEN, tristen Raum geführt, werde aufgefordert, mich zu setzen und zu warten. Sechs leere braune Plastikstühle stehen auf abgenutztem Linoleumboden. In der Ecke eine künstliche Zimmerpflanze, die glänzenden Blätter verstaubt. Ich tue, was man mir sagt. Ich setze mich. Mir zittern die Knie. Ich habe feuchte Hände, eine trockene Kehle. In meinem Kopf ein hämmernder Schmerz. Ich denke: Ich sollte jetzt unseren Vater anrufen, ich sollte ihn anrufen, bevor es zu spät ist. Aber meine Hände machen keine Anstalten, nach dem Telefon in meiner Hosentasche zu greifen. Unseren Vater anrufen und ihm was sagen? Und wie?

Das Licht ist kalt, Neonröhren an der Decke. Die Wände sind gelblich verfärbt und rissig. Ich sitze da wie betäubt. Hilflos. Verloren. Ich sehne mich nach einer Zigarette. Ich fühle mich, als müsste ich mich gleich übergeben, als kämen der bittere Kaffee und die zähe *brioche*, die ich vor zwei Stunden zu mir genommen habe, wieder hoch.

Ich höre noch immer das Kreischen der Reifen, spüre das plötzliche Schlingern des Wagens, als er scharf nach rechts ausbricht und in die Leitplanken kracht. Und ihren Schrei. Ich höre noch immer ihren Schrei.

Wie viele Menschen haben hier schon gewartet? Wie viele haben hier schon gegessen, wo ich jetzt sitze, und auf Nachricht über einen geliebten Menschen gewartet? Ich muss die ganze Zeit daran denken, was diese vergilbten Wände schon alles gesehen haben. Was sie wissen. Woran sie sich erinnern. Tränen, Schrecken oder Erleichterung. Hoffnung, Schmerz oder Freude.

Die Minuten ticken dahin. Ich starre auf das schmutzige Zifferblatt der Uhr über der Tür. Ich kann nichts tun außer warten.

Nach etwa einer halben Stunde kommt eine Schwester herein. Sie hat ein längliches Gesicht, dünne weiße Arme.

»Monsieur Rey?«

»Ja«, sage ich, und das Herz schlägt mir bis zum Hals.

»Sie müssen diese Papiere ausfüllen. Wir brauchen ein paar persönliche Angaben.«

Sie reicht mir verschiedene Formulare und einen Stift.

»Geht es ihr gut?«, murmele ich. Meine Stimme klingt dünn und gepresst.

Sie sieht mich flüchtig aus wässrigen, wimperlosen Augen an.

»Das wird Ihnen die Ärztin sagen. Sie kommt gleich.«

Sie geht wieder. Sie hat einen armseligen flachen Hintern.

Ich staple mit zitterigen Fingern die Formulare auf meinen Knien.

Name, Geburtsdatum und -ort, Familienstand, Adresse, Sozialversicherungsnummer, Krankenversicherungsnummer. Meine Hand zittert noch immer, als ich in Druckbuchstaben schreibe: *Mélanie Rey; geboren 15. August 1967 in Boulogne-Billancourt; ledig; 49 Rue de la Roquette, Paris 75011.*

Ich habe keine Ahnung, wie die Sozialversicherungsnummer meiner Schwester lautet. Oder die Krankenversicherungsnummer. Ihre Papiere müssen in ihrer Handtasche sein. Doch wo ist die? Ich kann mich nicht erinnern, was mit ihrer Tasche passiert ist. Nur daran, wie ihr Oberkörper nach vorn sackte, als man sie aus dem Wagen zog. Wie ihre Arme schlaff von der Trage baumelten. Und ich stand da, kein Haar gekrümmt, nicht einen Kratzer abgekriegt, obwohl ich direkt neben ihr gesessen hatte. Ich schaudere. Ich denke dauernd: Gleich werde ich aufwachen.

Die Schwester kommt mit einem Glas Wasser zurück. Ich stürze es hinunter. Es hat einen metallischen, schalen Geschmack. Ich bedanke mich bei ihr. Ich sage, dass ich Mélanies Sozialversicherungsnummer nicht weiß. Sie nickt, nimmt die Formulare und geht.

Die Minuten schleichen dahin. Im Raum ist es vollkommen still. Es ist ein kleines Krankenhaus. Eine kleine Stadt, nehme ich an. In der Umgebung von Nantes. Ich weiß nicht genau, wo. Ich stinke. Keine Klimaanlage. Ich kann den Schweiß riechen, der aus meinen Achseln rinnt, sich in meinen Leisten sammelt. Der scharfe Geruch von Verzweiflung und Panik. Mein Kopf hämmert noch immer. Ich versuche, ruhig zu atmen. Ein paar Minuten lang gelingt es mir. Dann packen mich wieder Hilflosigkeit und Entsetzen.

Paris ist mehr als drei Autostunden entfernt. Ich überlege erneut, ob ich meinen Vater anrufen soll. Vielleicht sollte ich noch warten. Ich weiß nicht einmal, was die Ärztin mir zu sagen hat. Ich sehe auf die Uhr. Zweiundzwanzig Uhr dreißig. Wo unser Vater jetzt wohl ist? Bei einer Dinnerparty? Oder vorm Fernseher in seinem Arbeitszimmer, während Régine im Zimmer nebenan telefoniert und sich dabei die Nägel lackiert?

Ich beschließe, noch zu warten. Ich würde jetzt gerne meine Exfrau anrufen. Astrid ist noch immer der erste Mensch, der mir in Momenten von Stress und Verzweiflung einfällt. Aber der Gedanke an sie mit Serge in Malakoff, in unserem alten Haus, in unserem alten Bett, mit ihm, der grundsätzlich ans Telefon geht, sogar an ihr Handy, verdammt noch mal – »O hallo, Antoine, was gibt's, Mann?« –, das ist einfach zu viel. Also rufe ich Astrid nicht an, obwohl ich es gern täte.

Ich harre weiter in dem kleinen, muffigen Raum aus und versuche erneut, mich zur Ruhe zu zwingen. Versuche, gegen die

aufsteigende Panik anzukämpfen. Ich denke an meine Kinder. Arno, auf dem Höhepunkt pubertärer Rebellion. Margaux, ein mysteriöses Geschöpf mit ihren vierzehn Jahren. Lucas, mit elf noch immer ein Baby, verglichen mit den beiden anderen und ihren tobenden Hormonen. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, ihnen zu sagen: Eure Tante ist tot. Mélanie ist tot. Meine Schwester ist tot. Die Worte ergeben keinen Sinn. Ich dränge sie weg.

Eine weitere Stunde schleicht vorüber. Ich sitze nur da, den Kopf in die Hände gestützt. Ich versuche, Ordnung in das Chaos zu bringen, das meinen Kopf ausfüllt. Ich beginne, an die Abgabetermine zu denken, die ich einhalten muss; morgen ist Montag, und nach dem langen Wochenende müssen etliche Dinge dringend erledigt werden, zum Beispiel dieser unerfreuliche Rabagny mit seiner grässlichen Tagesstätte, auf die ich mich nie hätte einlassen sollen, und Florence, diese hoffnungslose Assistentin, die ich unbedingt feuern muss. Aber wie kann ich jetzt überhaupt an so etwas denken, frage ich mich im selben Augenblick entsetzt, wie kann ich an meinen Job denken, während Mélanie zwischen Leben und Tod schwebt? Warum Mélanie? Warum nicht ich? Diese Reise war meine Idee gewesen. Mein Geburtstagsgeschenk. Zu ihrem vierzigsten Geburtstag, vor dem sie sich so gefürchtet hatte.

Schließlich betritt eine Frau in meinem Alter den Raum. Grüner OP-Kittel und eine dieser komischen kleinen Papiermützen, die Chirurgen tragen. Wache haselnussbraune Augen, kurzes kastanienfarbenedes Haar mit silbernen Strähnen. Sie lächelt. Mein Herz macht einen Sprung. Ich springe auf.

»Das war knapp, Monsieur Rey«, sagt sie.

Ich entdecke kleine braune Flecken an der Vorderseite ihres Kittels. Mélanies Blut?

»Ihre Schwester wird durchkommen.«

Zu meinem Entsetzten verzieht sich mein Gesicht, mir quellen Tränen aus den Augen. Meine Nase läuft. Es ist mir schrecklich peinlich, in Gegenwart dieser Frau zu weinen, aber ich kann nichts dagegen tun.

»Ist schon gut«, sagt die Ärztin. Sie fasst meinen Arm. Sie hat kleine, kräftige Hände. Sie drückt mich zurück auf den Stuhl, setzt sich neben mich. Ich heule wie früher als kleiner Junge mit heftigen Schluchzern, die von tief innen kommen.

»Sie ist gefahren, oder?«

Ich nicke und versuche, mir die laufende Nase mit dem Handrücken abzuwischen.

»Wir wissen, dass sie nichts getrunken hatte. Das haben wir untersucht. Können Sie mir erzählen, was passiert ist?«

Ich wiederhole, was ich schon zuvor der Polizei und den Sanitätern erzählt habe. Dass meine Schwester die restliche Strecke nach Hause fahren wollte. Dass sie eine gute Fahrerin ist. Dass ich mich nie unwohl neben ihr am Steuer gefühlt habe.

»Ist sie bewusstlos geworden?«, fragt die Ärztin. Auf ihrem Namensschild steht: *Dr. Bénédicte Besson*.

»Nein.«

Und dann erinnere ich mich an etwas. Etwas, das ich den Sanitätern nicht erzählt habe, weil es mir erst in diesem Augenblick wieder einfällt.

Ich schaue hinunter auf das sonnengebräunte Gesicht der Ärztin. Mein eigenes ist noch immer vom Weinen verzerrt. Mir stockt der Atem.

»Meine Schwester wollte mir gerade etwas erzählen ... Sie hat sich zu mir umgedreht. Und dann ist es passiert. Der Wagen kam von der Straße ab. Es ging alles so schnell.«

»Was hat sie gesagt?«

Mélanies Blick. Ihre Hände umklammern das Steuer. *Antoine, es gibt da etwas, das ich dir sagen muss. Ich habe es den*

ganzen Tag hinausgeschoben. Letzte Nacht im Hotel, da ist mir etwas eingefallen. Etwas über ... Ihr Blick beunruhigt, verängstigt. Und dann gerät der Wagen ins Schleudern.

SIE SCHLIEF EIN, sobald sie den zähen Verkehr in den verstopften Pariser Ausfallstraßen hinter sich gelassen hatten. Antoine lächelte, als ihr Kopf gegen die Scheibe sackte. Ihr Mund fiel auf, und er meinte, ein leises Schnarchen zu hören. Sie war gereizt gewesen heute früh, als er kurz nach Sonnenaufgang gekommen war, um sie abzuholen. Sie hasste Überraschungen, schon immer. Das wusste er doch, oder? Warum, zum Teufel, organisierte er dann so einen Überraschungstrip? Ehrlich! War es nicht schon schlimm genug, vierzig zu werden? Über eine schmerzvolle Trennung hinwegkommen zu müssen? Nicht verheiratet zu sein, keine Kinder zu haben und alle fünf Minuten von Leuten etwas über tickende biologische Uhren zu hören? »Wenn jemand noch einmal diese Worte in den Mund nimmt, dann verpass ich ihm eine«, zischte sie. Aber die Vorstellung, das lange Wochenende allein verbringen zu müssen, war für sie unerträglich. Das wusste er. Nicht auszuhalten der Gedanke an ihr heißes, einsames Appartement über der lebhaften Rue de la Roquette, während ihre Freunde außerhalb der Stadt weilten und ihr fröhliche Nachrichten auf ihrer Mailbox hinterließen: »Hey, Mel, jetzt bist du *vierzig!*« Vierzig. Er warf ihr von der Seite einen Blick zu. Mélanie, seine kleine Schwester, wurde vierzig. Er konnte es nicht recht glauben. Er selbst war dreiundvierzig. Auch das konnte er nicht recht glauben.

Doch die fältchenumrahmten Augen im Rückspiegel gehörten zu einem Mann in den mittleren Jahren. Dichtes, grau meliertes Haar, ein längliches, schmales Gesicht. Er bemerkte, dass Mélanie ihr braunes Haar gefärbt hatte. Ihr Haaransatz

war eindeutig grau. Irgendwie fand er das rührend, dass sie ihr Haar färbte, auch wenn er nicht wusste, wieso. So viele Frauen färbten ihr Haar. Vielleicht empfand er so, weil sie seine kleine Schwester war. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass sie älter wurde. Sie hatte immer noch ein hübsches Gesicht. Vielleicht war es sogar noch hübscher als mit zwanzig oder dreißig. Er wurde nie müde, Mélanie anzusehen. Alles an ihr war schmal, weiblich, zart. Alles an ihr – die dunkelgrünen Augen, der schöne Schwung ihrer Nase, das hinreißende, strahlende Lächeln, die schlanken Hand- und Fußgelenke – erinnerte ihn an ihre Mutter. Sie mochte es nicht, wenn man ihr sagte, dass sie Clarisse ähnlich sah. Sie hatte es nie gemocht. Aber für Antoine war es, als sähe ihn aus Mélanies Augen ihre Mutter an.

In weniger als vier Stunden würden sie vermutlich ankommen. Sie waren früh genug losgefahren, um dem schlimmsten Verkehr zu entkommen. Trotz ihrer Fragen hatte er kein Wort über ihr Ziel verraten. Er hatte nur grinsend gesagt: »Pack genug für ein paar Tage ein. Wir werden deinen Geburtstag stillvoll feiern.«

Es hatte deshalb eine kleine Auseinandersetzung zwischen Astrid und ihm gegeben. Das lange Wochenende war normalerweise »seins«. Die Kinder sollten von ihrem Aufenthalt bei Astrids Eltern in der Dordogne direkt zu ihm kommen. Aber er war hartnäckig geblieben, es sei Mels Geburtstag, sie werde vierzig, er wolle für sie daraus etwas Besonderes machen, sie sei noch immer nicht über Olivier hinweg und mache gerade eine schlimme Zeit durch. Astrids Stimme am Telefon: »*O merde*, Antoine, ich hatte die Kinder die letzten zwei Wochen. Serge und ich brauchen endlich wieder etwas Zeit für uns allein.«

Serge. Schon der Name ließ ihn zusammenzucken. Fotograf, Anfang dreißig. Der muskulöse, wetterfeste, robuste Typ.

Er war auf Essen spezialisiert. Stilleben für luxuriöse Kochbücher. Er verbrachte Stunden damit, Pasta zum Glänzen zu bringen, Kalbfleisch appetitlich und Früchte üppig aussehen zu lassen. Serge. Jedes Mal, wenn Antoine ihm bei der Übergabe der Kinder die Hand schüttelte, musste er wieder an die abstoßenden Bilder denken, die er an jenem verhängnisvollen Samstag auf der Speicherkarte von Astrids Digitalkamera entdeckt hatte, als sie gerade einkaufen war. Verwirrt hatte er zunächst nur einen sich rhythmisch anspannenden, behaarten Hintern gesehen. Und dann wurde ihm voller Entsetzen klar, dass dieser Hintern tatsächlich einen Penis in das hineinpumpte, was eindeutig wie Astrids Körper aussah. So hatte er es herausgefunden. Er hatte Astrid, noch beladen mit Einkaufstüten, an jenem vermaledeiten Samstagnachmittag zur Rede gestellt, und sie war in Tränen ausgebrochen und hatte zugegeben, Serge zu lieben, schon seit dem Club-Med-Urlaub in der Türkei eine Affäre mit ihm zu haben, und sie sei unendlich erleichtert, dass er es nun wisse.

Antoine hätte sich jetzt gerne eine Zigarette angezündet, um diese unerfreulichen Erinnerungen zu vertreiben. Aber er wusste, dass der Rauch seine Schwester aufwecken und sie dann irgendeinen giftigen Kommentar zu seiner »lästigen Angewohnheit« machen würde. Stattdessen konzentrierte er sich auf die Autobahn, die sich vor ihm erstreckte.

Astrid hatte noch immer Schuldgefühle wegen Serge, das spürte er, wegen der Art und Weise, wie er, Antoine, hinter die Affäre gekommen war. Wegen der Scheidung. Wegen all dem, was danach kam. Und sie mochte Mélanie von Herzen gern, sie waren Freundinnen geworden, zumal sie beide in der Verlagsbranche arbeiteten. Sie hatte es nicht über sich gebracht, Nein zu sagen. »Okay, na schön«, hatte sie seufzend gesagt. »Die Kinder können auch später zu dir kommen. Lass es an Mels Geburtstag richtig krachen.«

Als Antoine schließlich irgendwo zum Tanken anhielt, kurbelte Mélanie gähnend die Scheibe herunter.

»He, Tonio«, sagte sie gedehnt, »wo sind wir hier überhaupt?«

»Du hast wirklich keine Ahnung?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Nein.«

»Du hast die letzten zwei Stunden geschlafen.«

»Weil du mich im Morgengrauen aus dem Bett geklingelt hast, du Mistkerl.«

Nach einem schnellen Kaffee (für sie) und einer schnellen Zigarette (für ihn) stiegen sie wieder in den Wagen. Sie wirkte jetzt weniger bockig, stellte Antoine fest.

»Es ist süß von dir, dass du das machst«, sagte sie.

»Danke.«

»Du bist ein süßer Bruder.«

»Ich weiß.«

»Du müsstest das nicht tun. Vielleicht hast du ja was anderes vorgehabt.«

»Ich hatte nichts anderes vor.«

»Wie ein Date?«

Er seufzte. »Kein Date.«

Beim Gedanken an seine letzten Affären würde er am liebsten anhalten, aussteigen und in Tränen ausbrechen. Seit der Scheidung hatte es eine Reihe Frauen gegeben. Eine Reihe Enttäuschungen. Frauen, die er über einschlägige Seiten im Internet kennen gelernt hatte. Frauen seines Alters, verheiratete, geschiedene Frauen, jüngere Frauen. Er hatte sich mit Begeisterung auf diese Verabredungen gestürzt, war entschlossen gewesen, sich dadurch aufmuntern zu lassen. Aber nachdem er die ersten sexakrobatischen Kunststücke absolviert hatte und niedergeschlagen und verausgabt in seine leere Wohnung, in sein leeres Bett zurückgekehrt war, sah er die Wahrheit deutlich vor sich. Er hatte sie lange

genug ignoriert. Er liebte Astrid noch immer. Endlich gestand er es sich selbst ein. Er liebte seine Exfrau noch immer. Er liebte sie so verzweifelt, dass ihm schlecht wurde bei dem Gedanken.

Mélanie sagte: »Wahrscheinlich hättest du was Besseres zu tun gehabt, als mit deiner vereinsamten Single-Schwester ins lange Wochenende zu fahren.«

»Sei nicht albern, Mel. Es macht mir Spaß. Ich mache das gern für dich.«

Sie sah ein Schild an der Autobahn. »Hey, wir fahren nach Westen!«

»Kluges Mädchen.«

»Was liegt im Westen?«

»Denk nach«, erwiderte er.

»Die Normandie? Die Bretagne? Die Vendée?«

»Heiß, ganz heiß.«

Sie schwieg, lauschte der alten Beatles-CD, die Antoine eingelegt hatte. Nach einer Weile stieß sie einen kleinen Schrei aus.

»Ich weiß! Du fährst mit mir nach Noirmoutier!«

»Volltreffer.«

Aber ihre Miene verfinsterte sich. Sie senkte den Blick, ihre Lippen wurden schmal.

»Was ist los?«, fragte er besorgt. Er hatte Jubelrufe erwartet, Lachen, zumindest ein Lächeln, alles, nur nicht dieses unbewegte Gesicht.

»Ich bin nie mehr dort gewesen.«

»Und?«, sagte er. »Ich auch nicht.«

»Es war ...« Sie hielt inne, um an ihren Fingern abzuzählen. »1973, richtig? Es ist vierunddreißig Jahre her. Ich werde mich an nichts mehr erinnern. Ich war erst sechs Jahre alt.«

Antoine nahm den Fuß vom Gas. »Das macht nichts. Es ist nur, na ja, um deinen Geburtstag zu feiern. Wir haben deinen sechsten Geburtstag dort gefeiert, weißt du noch?«

»Nein«, sagte sie langsam. »Ich kann mich an nichts mehr in Noirmoutier erinnern.«

Sie musste gemerkt haben, dass sie sich wie ein verwöhntes Kind benahm, denn sie legte ihm rasch eine Hand auf den Arm. »Oh, aber das macht nichts, Tonio. Ich freue mich. Das tue ich, wirklich. Und das Wetter ist so herrlich. Es ist so schön, mit dir allein zu sein und mal von allem wegzukommen!«

Mit »allem«, das wusste Antonio, meinte sie Olivier und den Trümmerhaufen, der nach der Trennung übrig geblieben war. Und ihren anstrengenden, konkurrenzreichen Job als Lektorin in einem der berühmtesten Verlagshäuser Frankreichs.

»Ich habe uns im Hotel Saint-Pierre einquartiert. Daran erinnerst du dich doch noch, oder?«

»Ja!«, rief sie aus. »Ja, daran erinnere ich mich! Dieses schöne alte Hotel im Wald! Mit Großvater und Großmutter ... O mein Gott, das ist so lange her ...«

Die Beatles sangen noch immer. Mélanie summt mit. Antoine fühlte sich erleichtert, zufrieden. Ihr gefiel seine Überraschung. Sie freute sich auf die Rückkehr. Aber etwas bereitete ihm noch Sorge. Etwas, das er nicht bedacht hatte, als ihm die Idee zu diesem Ausflug gekommen war.

Noirmoutier 1973 war ihr letzter Sommer mit Clarisse gewesen.